

**W**ir waren in Bolivien. Mittlerweile hatten wir uns durch die langen Aufenthalte in den Andenregionen in Höhen zwischen dreitausend und über fünftausend Meter akklimatisiert. Aber wir konnten uns noch immer nicht daran gewöhnen, dass in der Höhe Wasser nicht erst bei hundert Grad Celsius zu kochen begann und Eier im sprudelnden Wasser nach zehn Minuten noch immer flüssig zerliefen. Auch die gegen den Uhrzeigersinn verlaufende Sonne auf der Südhalbkugel konnten wir nicht verinnerlichen. Die Sonne stand immer da, wo wir sie gerade nicht erwarteten.

Uns faszinierte besonders die zwischen zwei Gebirgsketten und oberhalb von dreitausendsechshundert Meter liegende Hochebene – der raue Altiplano. Hier in der unendlichen, fast menschenleeren Weite Boliviens spürten wir die vollkommene Ruhe. Sie kroch in jede Zelle des Körpers. Den gelesenen Ausspruch: Nur wer Stille liebt, kann hören lernen, verstanden wir hier.

Häufig versanken wir sprachlos in der unbeschreiblichen Schönheit des Landes. Es gab viele Momente in Bolivien, in denen wir vor Glück platzen konnten, vor Ehrfurcht regelrecht verstummten oder uns Tränen der Rührung aus den Augen wischen mussten: Der »Salar de Uyuni«, der größten Salzsee der Welt zählte dazu, wie auch der wunderschöne Titicacasee auf dem Altiplano oder der »Eduardo Alvaroa Nationalpark« mit der »Laguna Colorada«. Es waren unvergleichbare Farbenspiele in einer glasklaren Luft mit stahlblauem Himmel, blutroter Lagune, maigrüner Moose, kakaobrauner Felsen, schneeweißem Salz und kitschig pinken Flamingos.

Und nach dem Sonnenuntergang wurde die Schönheit des Tages von der Einzigartigkeit der Nacht abgelöst. Millionenfache Sterne funkelten in der absoluten Dunkelheit. Der gesamte Himmel war von ihnen überzogen, bis runter zum Horizont. Sie hingen so dicht über unseren Köpfen, als wären sie zum Greifen nah.

Wir freuten uns, die Einwohner der bolivianischen Hochebene mit ihrer andinen Kultur kennenzulernen. Auf unserem Weg durch ihre Heimat nahmen sie uns mehr als einmal in ihre feiernde Mitte. Wir Blondhaarigen stachen mit unserer Größe unübersehbar aus der Menge heraus und wurden häufig lachend umringt und neugierig begüßt. Umgekehrte Rollenverteilung, denn in den abgelegenen Orten waren nicht nur sie für uns etwas Besonderes, sondern wir auch für sie.

In diesen unbeschwerten Momenten konnte man fast die Realität des harten Alltags der Einheimischen vergessen. Die Frage »Habt ihr etwas gegen Schmerzen« holte uns jedoch schnell wieder aus unserer romantisierten Schwärmerei in das Entwicklungsland zurück.

Für die Mehrzahl der Bolivianer gab es das Rundrum-Sorglos-Paket einer Krankenversicherung nicht. Sie besaßen auch kein Geld für medizinische Behandlungen. Alltägliche Gesundheit fing dort an, wo die Mägen nicht leer schmerzten, sie ein Dach über dem Kopf ihr Eigen nennen konnten und sauberes Trinkwasser half, gesund zu bleiben.

In Gesprächen mit Einheimischen nannten sie uns stolz die hohe Anzahl ihrer geborenen Kinder und schoben im Nebensatz ein, wie viele davon noch lebten.

Viele Bolivianer waren von der medizinischen Versorgung abgeschnitten. Im Notfall waren die Wege weit und beschwerlich. Bereits leichte Gebrechen oder geringfügige Krankheiten führten oft zum Tod oder verschlimmerten sich rapide, weil sie gar nicht oder nicht rechtzeitig behandelt werden konnten. Es gab geringe Chancen der Heilung, wenn das Leben erst einmal von schwerer Krankheit befallen war. Die eigenen Möglichkeiten, körperlich gesund zu bleiben oder nach einer Krankheit wieder zu genesen, waren limitiert. Krankheit war ein Zustand, den sich hier niemand leisten konnte.

Armut und Wohlstand lagen, wie Krankheit und Gesundheit, besonders in den Städten Boliviens nicht weit voneinander entfernt. Wie auch in Potosí. Unsere Reise brachte uns in diese geschichtsträchtige Stadt, die im südwestlichen Teil der frucht- und vegetationslosen Anden lag. Sie war am Fuße einer silberfunkelnden Schatzkammer, dem »Cerro Rico«, dem reichen Berg entstanden. Die perfekt geformte Pyramide in fünftausend Meter Höhe hatte bereits die Aufmerksam-

keit der Inkas angezogen. In ihrer Mythologie hatten sie den Berg »Sumaq Urqu«, sehr schöner Berg oder Steinherz, genannt. Schon in ihrer Zeit offenbarte die Oberfläche des Berges seine weiß glänzenden Strähnen aus reinstem Silber. Alle ahnten, dass im Inneren Edelsteine und Metalle schlummerten. Diese wurden dem Berg jedoch erst mit der Kolonialherrschaft der Spanier entrissen. Der Silberstrom nahm gigantische Dimensionen an. Die bolivianische Stadt Potosí zählte damals zu einer der größten und reichsten Städte der Welt. Der Wohlstand blieb an den Herrschenden in Potosí hängen, bevor das nicht abschätzbare Vermögen weiter nach Europa abgeflossen war.

Nun barg dieser Berg nur noch unbedeutende Reste an wertvollen Metallen, vor allem Silber. Der einstige Reichtum war zur traurigen Vergangenheit geworden.

Es gab in Potosí die Möglichkeit, sich einige Minen des Cerro Rico anzusehen. In den Schächten des Berges wurden noch immer die Reste der Erze abgebaut.

Wir hatten mit anderen Reisenden diskutiert, ob wir uns einer Führung anschließen sollten oder nicht. Die Worte eines Freundes gaben den Ausschlag für unsere Entscheidung: »Die eigene Vorstellungskraft reicht nicht aus, um das Schicksal der Minenarbeiter zu errahnen. Ihr müsst euch ein eigenes Bild von den Menschen machen, damit ihr anderen davon berichten könnt. Ihr müsst es selbst erleben.« Bei seinen Erinnerungen an die eigene Minentour vor zehn Jahren hatten seine Augen wieder einen traurigen Blick bekommen.

Der Dokumentarfilm »Devil's Miner – Der Berg des Teufels« hatte uns ein Stück weit die schonungslose Realität durch bewegende Bilder vor Augen gehalten. Wir konnten danach zumindest erfassen, auf was wir uns einlassen würden.

In verschiedenen Büchern waren die Zustände beschrieben worden: Mehrere Millionen Menschen, Einheimische und vor allem afrikanische Sklaven, mussten seit der spanischen Eroberung und der damit verbundenen Ausbeutung ihr Leben in oder am Berg lassen. Potosí mit dem Cerro Rico war das Schwergewicht in der Geschichte der kolonialen Barbarei. Weitere unzählige Minen, die sich wie schwarze

Bänder durchs Land und über den Kontinent zogen, blieben meistens in der unbeachteten Anonymität verborgen.

Wir trafen die Entscheidung zu einer Minenführung, um uns selbst ein Bild machen zu können. Einige Anbieter von Minentouren priesen ihre Führungen mit der reißerischen Umschreibung »abenteuerlich« an.

Wie gefühlskalt musste man sein, um in tödlichen Minen Abenteuerlust und Adrenalinkick zu suchen?, dachte ich betroffen, aber auch ärgerlich. Die Minenarbeit war das »normale Leben« vieler Bolivianer.

Wir rumpelten am Morgen mit einem kleinen Bus mit zehn weiteren Touristen über das Kopfsteinpflaster der Stadt. Ingos Kopf schlug, wie der eines dekorativen Wackeldackels, heftig im Auto hin und her. Die Muskulatur meines Nackens zog sich ebenfalls krampfhaft zusammen. Ich war zum Zerreißen angespannt, weil ich erahnen konnte, was mich während der Minentour erwartete: pechschwarze Dunkelheit, massenhaft Staub, keine Sicherheitsvorkehrungen, gefährliche Sprengungen und menschliche Schicksale.

Der Busfahrer hielt vor einem Haus an, in dem wir für unsere Minenbesichtigung eingekleidet werden sollten. Unsere bolivianische Führerin, Maria, war eine Frau in meinem Alter, Mitte Dreißig. Sie begrüßte unsere international zusammengewürfelte Gruppe, umriss kurz den Ablauf und half bei der Suche nach passender Kleidung. Wir sollten als Schutz eine Hose und Jacke aus schwerer Baumwolle über die eigene Kleidung ziehen. Jeder bekam auch einen metallischen Arbeitshelm auf den Kopf gesetzt. An dessen Stirnseite befestigten wir eine Lampe. Ein fingerdickes Kabel führte für die Versorgung mit Elektrizität zu einem schweren Akku. Der klemmte am Ledergürtel, der wiederum über die Jacke um die Taille gewickelt war. Mit dieser Ausrüstung unterschieden wir uns von vielen Arbeitern, die immer noch mit Karbidlampen arbeiteten. Zum Schluss erhielt jeder noch ein Paar hohe Gummistiefel. Die zogen wir uns an, nachdem jede Socke mit einer knisternden Plastiktüte eingehüllt worden war. Die Sohlen der Stiefel waren eiskalt und ließen mich nicht nur deswegen frösteln.

Die anderen Teilnehmer kicherten laut durcheinander, als sie sich gegenseitig in ihrer unförmigen Schutzkleidung ansahen. Sie zerrien verlegen an sich herum. Unsere Gruppe bestand aus Spaniern, Koreanern und US-Amerikanern. Allerdings waren alle viele Jahre jünger als wir und verkörperten die neue Touristengeneration auf der Suche nach realem Abenteuer mit Kreditkarten der Eltern in der Tasche.

Angekleidet stiegen wir wieder in unseren wartenden Kleinbus. Nach kurzer Fahrt durch die Stadt hielt der Fahrer am Randstein des »Plaza el minero« an, dem Platz des Minenarbeiters. Dort konnten wir Geschenke für die Arbeiter einkaufen.

Einige Männer standen an den kleinen Verkaufsbuden und kauften das ein, was sie selbst für die tägliche Arbeit benutzten: grobe Dynamitstangen und Zündschnüre ebenso wie selbstgedrehte Zigaretten aus Zeitungspapier ohne Filter. Eine Frau verkaufte gerade einem Arbeiter eine Tüte voll Kokablätter. Während er mit ihr sprach, zupfte er mit den Schneidezähnen das Blattgrün vom harten Stiel ab. Er kaute ein wenig darauf herum, um danach den Brei wie ein Hamster in der Wange zu verstauen. Ein wenig Asche wurde hinterher geschoben, damit das Koka auch seine Wirkung entfalten konnte. Es half gegen Müdigkeit, Hunger, Erschöpfung, Kälte und dünner Höhenluft. Er wiederholte diese Prozedur, bis seine Wange prall gefüllt war. »Mama Coca« nannten die Einheimischen die Kokapflanze. Sie war seit Jahrhunderten auf diesem Kontinent ihr Heil- und Kultmittel. Koka war zu allererst ein Stück Andenkultur und viel mehr als nur die Pflanze, aus der für reiche Abnehmer Kokain produziert werden konnte. Einst maßen die Inkas die Entfernungen der Wegstrecken in Kokalängen, also in der Zeit, in der die Wirkung des Kokas nachließ und neue Blätter gekaut werden mussten.

Ein anderer Minenarbeiter in Arbeitskleidung hielt einer Verkäuferin einen zerknitterten Geldschein hin und ließ die Plastikflasche mit sechsundneunzigprozentigem Alkohol in seiner Brusttasche verschwinden.

Wir fragten nach, was er mit dem Hochprozentigem machen würde. Der Alkohol war nicht für die Scheibenwaschanlage eines Autos gedacht und auch nicht, um hartnäckige Klebereste zu entfernen. Die hochprozentige Flüssigkeit wurde in den Minen getrunken, um sich

für die Dauer unter Tage zu betäuben. Die Bergarbeiter wollten in der dunklen, staubigen Enge berauscht sein.

Ingo und ich kauften Arbeitshandschuhe und Kokablätter als Geschenke für die »mineros« ein, zu deren Minenschacht wir danach weiterfahren. Uns erschien es abwegig Dynamitstangen in den Hosentaschen zu tragen. Wir wunderten uns aber über die Selbstverständlichkeit, mit der wir sie hätten kaufen können.

In den schmalen Gassen zwischen den engstehenden Häusern verschwand zuerst das Kopfsteinpflaster und dann jegliche Wegbefestigung. Wir fuhren auf den Cerro Rico zu. Die perfekt geformte Pyramide des Berges schimmerte in unterschiedlichen Braun- und Rottönen. An seinen Flanken zogen sich größere Wege, aber auch schmale Fußpfade entlang, wie die hervortretenden Adern einer muskulösen Hand. Hinter diesen pulsierenden Adern war der gesamte Berg über Jahrhunderte vollständig ausgehöhlt und mit Gängen durchzogen worden.

Über enge Schotterpisten schraubte sich der Kleinbus am Silberberg hoch und hüpfte von Schlagloch zu Schlagloch. Wir parkten auf dem Vorplatz einer der unzähligen Minen. Ein älterer Vorarbeiter dieser Kooperative arbeitete nicht im Berg, sondern bewachte draußen die Anlage. Er begrüßte Maria und uns. Ich konnte sein Alter nicht einschätzen. Die körperlich harte und staubige Minenarbeit ließ die Menschen in jungen Jahren bereits wie Greise aussehen. Er war aber auf jeden Fall älter als ich und hatte damit das Alter, in dem die meisten Minenarbeiter starben, überschritten.

Die Sonne schien, aber ein eisiger Wind piffte hier oben auf dem Berg. Für die wärmende Mittagssonne war es noch zu früh. Wartend standen wir vor dem gemauerten Mineneingang und blickten schauernd in die Dunkelheit. Ein lautes Rumpeln zog unsere Aufmerksamkeit an. Das dumpfe metallische Geräusch kam aus der Mine. Plötzlich schoss aus der Dunkelheit des Loches eine voll beladene Lure aus Metall, die von zwei jungen Männern geschoben wurde. Die Körper der Arbeiter waren von einer feinen zementgrauen Staubschicht überzogen. Auf der Oberfläche ihrer Helme und an den Gummistiefeln hatte sich der Staub mit Wasser zu einer steinharten Masse verbunden.

Spätestens jetzt lachte keiner aus unserer Gruppe mehr über seine unpassende Schutzkleidung. Die Realität verdrängte das Abenteuer. Das billige Urlaubsland wurde zum realen Entwicklungsland.

Einer der Männer hinkte leicht, als er den tonnenschweren Metallwagen die letzten Meter bis ans Ende der Schienen schob. Er lächelte mich trotzdem freundlich an. Dabei verbarg er auch nicht die Zahnfront, die im oberen rechten Kiefer fehlte. Ein dunkles Loch hielt als Nachbar zu seinen restlichen Zähnen her. Bis zu fünfzehn Kilometer mussten ihn seine einfachen Gummistiefel an diesem Tag durch die Minenschächte tragen, so beschrieb er uns seine Arbeit.

Unsere Führerin Maria steckte sich, während sie mit ihm redete, Kokablätter in ihre Wange. Sie war als Kind von Minenarbeitern aufgewachsen, erzählte sie uns. Alle in ihrer Familie, ihrer Verwandten und Freunde teilten das gleiche Schicksal in einer der vielen Minen.

Mit einem schnellen Handgriff schaltete Maria ihre Helmlampe ein, rief ein »vamonos, let's go« und marschierte los. Mit energischem Schritt verschwand sie bereits im dunklen Schacht. Das Dröhnen eines riesigen Generators verfolgte uns auf den ersten Metern in den Berg. Nach kurzem Weg verschwand der Krach und die pechschwarze Dunkelheit verschluckte uns. Nur die Stirnlampen an unseren Helmen leuchteten kleine Lichtpunkte auf den unwegsamen Fußweg, der mit tiefen Schlammfüßen gespickt war. Eine andere Lichtquelle gab es nicht. Ebenso wenig wie es tragende Holzbalken gab, wo das abgeschlagene Gestein aus dem Berg abtransportiert worden war. Die Schächte mussten ohne Stützen halten und ohne kostspielige Hilfsmittel stabil bleiben.

Die Gänge wurden enger und wirrer, je tiefer wir in den Berg und seine labyrinthischen Verzweigungen vordrangen. Unsere Begleiterin Maria ging zielstrebig voraus, nahm Abzweigungen und kletterte Holzleitern herunter.

»Warum kennst du dich so gut in dieser Mine aus?«, fragte ich sie leise.

Sie blieb stehen und leuchtete mir mit der Lampe ins Gesicht. »Meine Eltern haben hier gearbeitet und sind in dieser Mine gestorben. Und mein Mann hat sich in dieser Mine mit hochprozentigem Schnaps tot gesoffen.« Ihr Gesicht blieb regungslos, bis sie sich um-

drehte und weiterging. Mir war schon vorher der goldene Ehering an ihrem Finger aufgefallen.

Wir krochen teilweise auf allen Vieren oder rutschten auf unseren Hintern mit Lehm verkrustete Holzleitern hinunter und kletterten andere wieder herauf. Einige morsche Sprossen waren durchgebrochen und hingen nur noch an einzelnen rostigen Nägeln herunter. Ich wischte mir meine verschmierten Hände immer wieder an der Jacke ab, um den festen Halt nicht zu verlieren. Ich drehte meinen Kopf leicht, so dass die Lampe den gesamten Verlauf des Schachts erhellte. Neben meinen Füßen sah ich ein tiefes Loch, das wie eine provisorische Rampe ins Bodenlose fiel. Ich hatte es noch rechtzeitig erkannt.

Ingo und ich hefteten uns dichter an Marias Fersen und ließen eine Lücke zu den anderen entstehen. Zwei aus der Gruppe füllten hinter uns die Gänge mit ihren Körperumfängen vollständig aus. Wenn eine morsche Sprosse der Leiter unter dem Gewicht brechen sollte, dann wollten wir nicht da drunter sein.

Unsere vorherige Vermutung mit der geführten Tour nur durch halbwegs sichere Stollen geführt zu werden, erschien uns nun naiv. Aber wer waren wir, dass wir das auch nur ansatzweise beurteilen konnten? Was bedeutete denn für bolivianische Verhältnisse ein sicherer Zustand?

Es kam Maria nicht ins Bewusstsein, dass dieser Weg zu schwierig für verwöhnte ausländische Touristen sein könnte, sie sich sogar verletzen könnten. Denn dies war ihr Alltag, in dem jeder auf sich selbst aufpassen musste. Jeder einzelne trug die eigene Verantwortung und musste auf sich Acht geben: Sie, ihre Familie, die Freunde und Verwandten, jeden Tag. Zehntausend von ihnen.

Wir hatten im Gegensatz zu ihnen selbst die Wahl getroffen, für wenige Stunden hierher zu kommen. Die Arbeiter hatten keine.

Explosionen erschütterten den Berg, die sich wie laute, dumpfe Bässe in einer Großraumdiskothek anhörten. In mir stieg leichte Panik auf. Ich konnte das erste Mal nachempfinden, wie sich Menschen mit Raumangst fühlen mussten. Je weiter wir gingen, umso schwächer wurde der Lichtkegel der Stirnlampe. Feine Staubpartikel flimmerten in der sauerstoffarmen Luft. Sie hingen wie in Schwerelosigkeit, ohne sich ablegen zu wollen. Keine Technik erleichterte das Atmen, wir-

belte die Luft um oder saugte den gefährlichen Staub ab, bevor er sich auf die menschlichen Lungen legen konnte. Als einzige Verbindung nach draußen durchliefen die Druckluftleitungen für die schweren Presslufthammer die Schächte. Technik gab es für die Produktion zur Förderung der Erze, für ein gesünderes Arbeiterleben in dieser Mine gab es nichts.

Ich erinnerte mich an eine moderne Stollenbesichtigung im deutschen Bad Reichenhall vor vielen Jahren, wo es tatsächlich Notausgänge gegeben hatte und Schächte mit frischer Luft durchflutet worden waren. Bei meinem Besuch hatte ich auch keine Dunkelheit fürchten müssen, denn alles war hell erleuchtet gewesen. Und die Gefahr des Untertageseseins war dort nicht zu spüren gewesen. Die Stimmung hatte mich eher an die Flure alter Amtsstuben erinnert.

Von der damaligen unbeschwerten Untertage-Atmosphäre waren wir nun in der dünnen bolivianischen Andenluft weit entfernt.

Widerwillig inhalierte ich die staubige Luft durch ein Tuch, das ich mir vor Nase und Mund gebunden hatte. Wir stolperten mit unseren Gummistiefeln im Halbdunkeln durch den tiefen Matsch am Boden. Dabei knallte ich hart mit dem Helm gegen einen tief hängenden Felsen. Meine Körpergröße empfand ich bei der niedrigen Schachthöhe als echten Nachteil. Ingo tippt mich an, um mich mit seinen Augen still zu fragen, ob alles in Ordnung war. Ich nickte ihm zu, auch wenn eigentlich nichts in Ordnung war. Denn ich dachte an all die anderen, die jetzt in diesem Berg arbeiten mussten.

Wir trafen auf eine Gruppe von Arbeitern, die für eine kleine Pause dankbar schienen. Einige der mitgebrachten Geschenke wurden verteilt und ein kleines Lächeln huschte kaum sichtbar über ihre Gesichter. Ihre Haut war von einer dicken Staubkruste überzogen, die sie maskenhaft aussehen ließ.

Maria fragte einen Arbeiter nach seinem Alter und wie lange er schon in der Mine arbeitete.

»Mit fünfzehn habe ich mit der Arbeit in der Mine angefangen«, erzählte der nun Achtzehnjährige schüchtern. Aus seinen Augen sprach Stolz, denn er verdiente Geld für sich und seine Familie. Er zählte damit zu den älteren Kindern, die in den Minen arbeiten mussten. Die meisten waren jünger als er. Das Weiß seiner müden

Augen sah vom Staub gerötet aus. Sein Gesicht, das in seinem Alter Unschuld und Unbeschwertheit ausstrahlen sollte, wirkte alt und illusionslos.

Ich musste daran denken, dass er mit jedem Atemzug nicht nur den wenigen Sauerstoff in seine jugendlichen Lungen einsog, sondern auch Staub mit Schwermetallen und Asbest.

Die älteren Arbeiter trugen ein Stofftuch über Nase und Mund. Keine Atemmaske, sondern nur ein einfaches Baumwolltuch hinter ihrem Kopf verknotet. Einer von ihnen atmete bereits auffallend schwer. Das Lungengewebe war offensichtlich schon befallen. Die Krankheit hieß Asbestose oder Silikose: Seine Lungen hatten gegen die Fremdkörper aus mineralischem oder asbesthaltigem Staub Knoten gebildet und waren vernarbt. Er benötigte mehr Kraft, um seine Lungenflügel mit Sauerstoff zu belüften. Sie füllten sich außerdem mit Schleim, woran er im Verlauf der Krankheit langsam erstickte und starb.

Die älteren Bergarbeiter flachsten herum, weil die jungen keinen Staubschutz tragen wollten. Er war in ihren Augen unbequem und erschwerte das Arbeiten. »Die Jüngeren haben den Tod noch nicht vor Augen«, sagten sie beiläufig. Ihr Lachen klang in dieser Umgebung wie der blanke Hohn.

Mein Tränenkloß im Hals wurde mit jedem gehörten Wort dicker. Ich schluckte immer wieder und versuchte an nichts zu denken. Gedankenlos bemühte ich mich die Ungerechtigkeit des Lebens und die traurigen Einzelschicksale auszublenden. Es gelang mir nicht und mein Herz fing wild zu rasen an.

Ingo lenkte sich mit seinem Fotoapparat ab, indem er Aufnahmen machte. Dabei konnte kein Foto auch nur ansatzweise die Situation wiedergeben. Auch die nachfolgenden Arbeiter, die wir an Seilwinden und in Schächten trafen, fing keine Linse realistisch ein. Kein Speicherchip konnte diese Atmosphäre festhalten.

Nach zwei Stunden in den Schächten zeigte Maria uns zum Abschluss »el tio de la mina«, den Onkel der Mine. Jede besaß ihren eigenen Schutzgott. In einer kleinen Höhle stand eine rot angemalte Gipsfigur mit schwarzen Hörnern auf einer Art Altar. Bunte Luftschlangen hingen an ihr herunter. Aus der diabolischen Figur ragte

ein überdimensionaler Penis erigiert hervor. Eine Zigarette glomm grotesk in der Fratze. Die Hässlichkeit mit den stahlblauen Augen sah für mich abstoßend und beängstigend aus.

Maria erzählte uns, dass die Arbeiter der Mine täglich diese Figur mit Geschenken wie Kokablätter oder Zigaretten besänftigten. Sie taten dies, um sich selbst zu schützen und den Tio zu bewegen, die kostbaren Erze frei zu geben.

Wir hatten im Vorfeld erfahren, dass viele der Minenarbeiter den Ursprung ihres Tio gar nicht mehr kannten: Die Spanier und die katholische Kirche hatten den Einheimischen nach der Eroberung mit ihrem Gott gedroht, auf Spanisch »dio«. Da es in der Quechua-Sprache der Einheimischen kein Buchstaben D gab, wurde aus »dio« dann »tio«, aus Gott der Onkel. Ihr Symbol aus der Kolonialzeit vereinte damit den Schutzgedanken mit Furcht und Einschüchterung.

Maria zündete eine weitere Zigarette als Geschenk für den Tio an. Die kleine Höhle füllte sich mit noch mehr Qualm und nahm die restliche Luft zum Atmen. Einige der Gruppe drehten sich hustend ab.

Ich war froh, als wir den bedrohlich wirkenden Schutzgott verließen und zum Ausgang zurückgingen. Mit jedem Schritt wurde die Luft klarer und reiner. Der Druck auf der Brust und das beklemmende Gefühl verschwanden allmählich.

Als wir am Ende des Schachts in das Tageslicht traten, schneite es. Der Wind schnitt eisig kalt in die Haut, meine Augen blinzelten von der Helligkeit und ich atmete zwei tiefe Züge nacheinander ein. Selten hatte sich frische Luft in meinen Lungen so gut angefühlt. Als ich meine Nase ins weiße Taschentuch putzte, klebte dunkler, staubiger Rotz darin, obwohl ich mich nur kurz in der Mine aufgehalten hatte.

Die getauten Schneeflocken bildeten graue Schlammputzen vor den Baracken der Arbeiter. Ein Mann stand mit nacktem Oberkörper an einem Waschtrog und wusch sich mit eiskaltem Wasser den groben Schmutz von der Haut. Der Staub in seinem Körper blieb dort, wo er sich todbringend festsetzen würde.

Die Tür einer Baracke öffnete sich und junge Männer in Jeanshosen und Sweatshirts kamen laut lachend heraus. Sie schienen Feierabend zu haben und hatten sich außerhalb der Minen zu anderen

Menschen verwandelten. Sie wirkten nun ihrem Alter entsprechend unbeschwert und fröhlich.

Nein, dachte ich traurig, sie sind nicht wie wir, auch wenn sie sich in ihrer Kleidung kaum von uns unterschieden. Ich stand wie angewurzelt da, inmitten dieser Ungerechtigkeit des Lebens. Weiße Schneeflocken wirbelten um mich herum. Eine warme Träne lief durch den kalten Wind an meiner Wange herunter. Stundenlang hatte sie mit dem Kloß im Hals auf diesen Moment gelauert. Nun floss sie. Ich wischte sie schnell weg.

Alles, was Ingo und mich in unserer Heimat vor der Abreise beschäftigt hatte, kam mir nun so unbedeutend vor. In dem Moment in der Umgebung der Mine hätte ich Ingos Burn-out als harmlose Luxuskrankheit bezeichnet. Aber das war falsch, das wusste ich.

Zum damaligen Zeitpunkt hätte es nichts genutzt, sich an schlimmere Schicksale zu erinnern oder sich am Leidensgrad anderer zu messen. Das hätte unsere Situation, aber auch unsere Sichtweise, nicht verändert. Wir steckten mittendrin, im Einzelschicksal.

Erst mit dem Abstand zum Burn-out, zum deutschen Wohlstandslernen und vor allem zu uns selbst eröffnete sich uns eine neue Sicht und eine Logik, die uns zuvor verschlossen war. Unser Bewusstsein wurde erst durch Distanz und einschneidende Erlebnisse geschärft.

Wir erlangten wieder Aufmerksamkeit für Dinge, die wir durch ihre ständige Präsenz im privilegierten Deutschland nicht mehr wertgeschätzt und stattdessen für selbstverständlich hingenommen hatten. Auch die eigene Gesundheit gehörte dazu.

In unserer deutschen Heimat schien immer alles möglich zu sein. Was man nicht selbst schaffte, erledigten hoffentlich andere oder die Solidargemeinschaft für einen.

Unsere Erwartungen und Ansprüche hatten sich in die Höhe geschraubt. Langsam bewegten wir diese auf ein realistisches und gesundes Niveau zurück. Wir sahen vieles nun klarer und manches verschob sich damit in unseren queren Wohlstandsköpfen wieder an die richtige Stelle.

Ingo war zwar mit seinem Burn-out ins Stolpern gekommen. Er hatte aber die Chance erhalten, wieder gesund zu werden.

Er war in der komfortablen Lage Alternativen zu haben und Entscheidungen treffen zu können. Es gab eine Wahl.

Dafür musste Ingo sich von der, in unserer Gesellschaft weit verbreiteten Vollkasko-Mentalität lösen. Selbstverantwortung und Initiative halfen.

Auch die Schuldfrage, ob selbstverschuldet oder andere die Schuldigen waren, spielte keine Rolle. Möglicherweise waren nur eine Verkettung ungünstiger Umstände, falsche Entscheidungen oder bloße Zufälle Auslöser des Burn-out-Syndroms gewesen.

Die Wunden konnten verheilen. In Zukunft würden nur noch blasse Narben bleiben, die als Erfahrungen und mahnende Erinnerung zu ihm gehörten.

Im Schatten dieses traurigen Berges kehrte unsere Wertschätzung für die Errungenschaften unseres deutschen Wohlstandsstaats zurück. Unserer Gesundheit ordneten wir wieder einen Stellenwert zu. Den richtigen!